

Donald Hounam

SMI

Smart Magical Investigation



**DONALD HOUNAM**

**SMI**

**SMART MAGICAL  
INVESTIGATION**

Aus dem Englischen  
von Friedrich Mader und Alexander Wagner

**cbj**



Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe  
cbj Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House, München  
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2015 Joan Lennon

Die englische Originalausgabe erschien 2015  
unter dem Titel »Gifted« bei Corgi Books,  
einem Imprint von Penguin Random House, UK  
Übersetzung: Friedrich Mader, Alexander Wagner

Umschlagkonzeption: semper smile, München  
unter Verwendung eines Fotos von

© Stephen Carroll/Trevillion Images

MP · Herstellung: AJ

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570-17206-3

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Für Cecily*





Ich war die ganze Nacht auf, solange die Katze noch frisch war.

Jetzt bin ich völlig erledigt. Ich habe das tote Tier mit exorziertem Wasser gewaschen, in Rosmarindampf geräuchert, in alle vier Himmelsrichtungen gehalten und die ganzen notwendigen Reinigungsformeln heruntergerattert. Ich habe die Schnurrhaare in eine extra Schüssel gegeben und das Fell fein säuberlich gefaltet in einen Eimer auf dem Boden gelegt.

Ich biege den Brustkorb auf und studiere die Leber, die Lunge, das Herz und den ganzen Rest, der dort hineingestopft ist wie schmutzige Wäsche in eine Tasche. Mir ist leicht übel und ich fühle mich irgendwie schuldig ...

Aber tot ist tot, und ich brauche die Teile. Die Zähne kann ich für diverse Schutzzauber verwenden; die Augen und Schnurrhaare benötige ich für Elementargeister; und einige mir bekannte, unangenehme Präsenzen haben eine Vorliebe für getrocknete Katzenleber.

Tja, die Zeit vergeht wie im Flug, wenn man Spaß hat. Meine Werkstatt war früher eine Kapelle und hat diese

dicken Steinwände, daher scheint die Außenwelt gar nicht zu existieren. Das Kaminfeuer an der Ostseite des Raums, dort wo früher der Altar stand, ist zu einem schwachen Glimmen heruntergebrannt. Meine Handschuhe sind mit allem möglichen Glibber und Schleim verschmiert und meine Nase juckt wie verrückt. Während ich mein Gesicht an meiner Schulter reibe, flackern die Lampen gespenstisch, als ob irgendetwas den Raum durchqueren würde ...

Ich habe ständig mit toten Leuten zu tun, drüben im Leichenschauhaus, daher sollte mich diese Katze eigentlich nicht weiter stören. Trotzdem gruselt mir vor ihr, wie sie so daliegt, mit aufgerissenen Maul, geschlossenen Augen und schimmernden Eingeweiden. Sie wirkt überhaupt nicht glücklich, und ich verspüre den Drang, mich bei ihr zu entschuldigen. Rasch werfe ich einen Blick auf meine magische Armbanduhr, die an einer sicheren Stelle an einem Haken hängt. Es ist gleich vier Uhr dreißig. Bring es endlich hinter dich, Frank. Ich taste nach meiner Pinzette ...

Da ertönt hinter mir ein scharfes Klicken.

Erschrocken zucke ich zusammen. Mit pochendem Herz drehe ich mich um und sehe, dass meine Tür sich selbst verriegelt hat und die Innenseite sich kräuselt wie die vom Wind aufgewühlte Oberfläche eines Sees.

Das bedeutet Ärger.

Stimmen dringen durch das Loch, das ich zwischen meiner Werkstatt und dem Korridor in die Wand gebohrt habe. Meinetwegen könnt ihr mich paranoid nennen, aber ich mag nun mal keine Überraschungen. Die Termiten – diese Mönche, die mir zu essen geben, mich überwachen und mir, wenn ihnen der Sinn nach Unterhaltung steht,



eine Tracht Prügel verpassen – nun, ich vertraue ihnen nicht. Und in diesem Fall handelt es sich um eine besonders giftige Termiten: eine Stimme, die ich kennen und lieben gelernt habe.

»Haben Sie zuvor schon mal mit einem Magier zu tun gehabt?«

»Ja, klar.« Die Stimme eines Mädchens. Was geht hier vor?

»Die sind schwierig im Umgang.« Bruder Thomas: die von mir am wenigsten geschätzte Termiten. Er schafft es immer wieder, mich auf die Palme zu bringen. Meine Tür hält auch nicht sonderlich viel von ihm. Die Holzfasern sträuben sich wie die Nackenhaare eines Hundes.

»Wenn es nach mir ginge, sollten sie alle auf dem Scheiterhaufen brennen.« Er klopft hart an die Tür. Sie gibt ein tiefes, gefährlich grollendes Geräusch von sich.

Es geht mir nicht um die fünf Pfund – der übliche Preis, den man in den finsternen Gassen von Oxford für ein tote Miese zahlt –, es sind die Stunden, die ich damit verbracht habe, den Kadaver zu häuten und zu reinigen. Und jetzt werde ich ihn in den Müll schmeißen müssen, samt den dringend benötigten Teilen.

Eilig zerre ich eine Plane über die Katze: Zerstückelte Tiere können für einen schlechten ersten Eindruck sorgen. Ich breite ein Tuch über den Eimer mit dem Fell. Dann schaue ich mich um. Im Raum mieft es ein bisschen, also werfe ich ein paar Zweige Rosmarin in die Feuerschale. Ich pfeffere mehrere Bücher in den Wandschrank und renne durch den Raum, um die Lampen runterzudrehen. Dann schnappe ich mir eine Unterhose, die über der Lehne eines

Stuhles hängt. Falls sie zuvor noch nicht schmutzig war, ist sie es spätestens jetzt: Ich wische mir damit das Blut von den Händen und schmeiße sie anschließend in den Wäschekorb. Schließlich streife ich ein Hemd über. Jetzt bin ich sauber und vorzeigbar. Vielleicht gehen sie ja von selbst wieder.

»Bruder Tobias!«

»Verzieh dich, Papageiengesicht!«, rufe ich.

Jemand rüttelt am Türgriff.

Nur damit ihr diesen Typen gegebenenfalls aus dem Weg gehen könnt: die Termiten sind agrippinische Mönche, ein kleiner Orden, der vor Urzeiten um 1747 gegründet und in die große böse Welt hinausgesandt wurde, um Magier wie mich in Schach zu halten. Ich bin jetzt mehr als ein Jahr bei ihnen, aber sie sind immer noch ein Mysterium für mich. Dieser Blödmann weiß über die Tür Bescheid – schließlich hat er schon einige Narben davon zurückbehalten. Und er mag ja vielleicht beschränkt sein, aber ist er auch stocktaub? Kann er denn das Knurren nicht hören? Er beginnt, dagegenzuhämmern. Ein bösesartiges Fauchen ist die Antwort. Selbst auf dieser Seite wölbt und verbiegt sich die Tür.

Eine lange, befriedigende Stille. Dann ist wieder seine Stimme zu hören, ein bebendes Flüstern: »Vielleicht reden Sie besser mit ihm.«

Daraufhin sie: »Hier ist Kommissarin Marvell und ich bin nicht scharf auf solchen Scheiß!«

Oh zur Hölle, nicht die schon wieder! Ich hätte meinen Scryper nicht ignorieren sollen. Ich befehle der Tür, sich zu öffnen. Sie gehorcht und zwar mit allem Drum und Dran:

unheimliches Knarren, flackernde Lichter und ein eisiger Luftzug über dem Boden.

Sie ist angezogen wie eine bunte Campingliege. Roter Dufflecoat, an dem ein Knebel fehlt, Bluejeans und eine gelbe Umhängetasche. Sie ist etwa so alt wie ich, klapperdürr, hat lockiges schwarzes Haar, blasse Haut und diesen irren, bohrenden Blick, den alle Sehenden haben.

Während ihre Augen meine Werkstatt absuchen, taucht über ihrer Schulter das dicke, selbstzufriedene Mondgesicht von Bruder Thomas auf. Sein kahler Schädel glänzt fettig im Gaslicht. Er saugt an einem Finger, also hat sich die Tür wohl ein Stück von ihm geschnappt.

Sie tritt ein und mustert dabei weiter meinen Raum. Er ist nicht unbedingt das, was man gemütlich nennt. Nackte graue Steinwände. Keine Fenster, einmal abgesehen von der schmutzigen runden Glasscheibe an der westlichen Wand hoch oben überm Ofen.

Sie legt den Kopf in den Nacken und starrt zu den steinernen Bögen der Gewölbedecke hinauf. Dann huscht ihr Blick über meinen Kram: Bücherregale, Wandschränke mit Instrumenten aus Metall und Glas, ein Drahtkäfig, in dem ein paar weiße Ratten herumhuschen. Bruder Thomas versucht ihr in den Raum zu folgen. Gerissenes, kleines Wiesel: Er war noch nie hier drinnen, und das wurmt ihn maßlos. Er schafft gerade mal einen Schritt, bevor ihm die Tür vor der Nase zuschlägt.

Sie zuckt zusammen, dreht sich aber nicht um. Sie steht einfach da, gibt sich jede erdenkliche Mühe, cool zu wirken, und mustert mich von oben bis unten. »Du bist früh auf.«

»Was willst du?« Ich werde nicht so tun, als würde ich mich freuen, sie zu sehen.

»Ein bisschen mehr Licht könnte nicht schaden.«

»Ich mag, wie es ist. Hilft mir beim Nachdenken.«

»Die düsteren Gedanken eines Teenagers, schätze ich mal.« Sie schnuppert. »Was ist hier drin verendet?« Sie zieht eine flache, runde, silberne Dose aus ihrer Tasche und wedelt damit in meine Richtung. »Ich habe dich angescript. Warum bist du nicht drangegangen?«

»Weil ich gesehen hab, dass du es bist.« Ihr Gesicht zuckt, und ich stelle befriedigt fest, dass sie verärgert ist. »Falls du es genau wissen willst, hab ich das Ding nicht mal gehört. Ich war zu beschäftigt.«

Ihr Name ist Magdalena Marvell. Ohne Scheiß. Wir haben noch nie zusammengearbeitet; aber vor ein paar Wochen habe ich etwas unglaublich Bescheuertes gemacht: Ich habe einem Toten im Leichenschauhaus einen Augapfel geklaut, wenn ihr es unbedingt wissen müsst. Es war für einen guten Zweck, okay? Und niemand hätte Wind davon gekriegt, wenn sie mich nicht verpiffen hätte.

Sie starrt hinauf zum verblichenen Foto eines älteren japanischen Herrn, der wie ein Weihnachtsbaum gekleidet ist: seine Heiligkeit Papst Innozenz XVII. Schließlich murmelt sie: »War nicht meine Schuld.«

»Ach, und ich dachte schon, du kommst vielleicht, um dich zu entschuldigen. Wegen dir stecke ich nämlich bis zum Hals in der Scheiße.«

Sie fixiert mich. Nach einer Weile frage ich mich, ob vielleicht mein Hosenschlitz weit offen steht. Oder ob mein Mund mit Zahnpasta verschmiert ist.

»Also, was willst du dann hier?«, frage ich.

Sie blickt zu Boden, auf die verschmierten Überreste eines mit Symbolen übersäten Kreidezirkels. Der Rauch des Rosmarins aus der Feuerschale umhüllt sie, als sie sich umwendet und mit den Fingerspitzen über den Arbeitstisch streift, der in der Mitte des Längsschiffs steht: über Karten, Glaskrüge, Fläschchen und Phiolen, Pakete von Papieren, Kräuterbündel, Waagen, Messer und einen Mörser mit Stößel – die übliche Junior-Magier-Ausrüstung. Sie späht hinüber zu der Schiefertafel neben der Tür, auf die eine Formel gekritzelt ist, die ich selbst nicht mehr verstehe, die aber dafür sorgen könnte, dass man mich vor einer großen, johrenden Menge grillt.

»Ich geb dir einen Tipp«, sagt sie. »Es ist kein Freundschaftsbesuch.«

Wie gesagt, es war eine lange Nacht, und dementsprechend habe ich eine lange Leitung. Ich stehe einfach mit offenem Mund da, bis sie ihre Arme verschränkt und sagt:

»Du bist immer noch der forensische Junior-Magier, ja?«

»Soweit ich weiß.«

»Also kommst du?«

»Wohin?«

»Das wirst du rausfinden, sobald wir dort sind.«

Ich ducke mich in die Nische, die früher mal das südliche Querschiff war, und tauche unters Bett.

»Was suchst du da?«

»Meine Stiefel.«

»Da steht ein Paar neben der Tür.«

Das weiß ich selbst, aber ich brauche einen Augenblick, um meine Gedanken zu sortieren. So geht mir das jedes

Mal, wenn ein neuer Auftrag ins Haus flattert. Ich mag die Aufregung, aber in meinem Kopf mache ich bereits eine Liste all der Dinge, die schiefgehen könnten ...

Ich krieche wieder unter dem Bett hervor und stelle fest, dass sie etwas Neues zum Anstarren gefunden hat: ein verkohltes Buch, das unter einer Glasglocke auf einem roten Samtkissen liegt. »Was ist das?«

»Du bist doch hier die *Toffie*.«

Sie wirft mir genau das zu, was ich provozieren wollte: einen wütenden Blick. Sie hebt die Glasglocke an und zieht das Buch darunter hervor. Geschwärzte Papierfetzen fallen herab, als sie es umdreht, um die Schrift auf den Überresten des Buchrückens zu studieren.

»*Zur Verteidigung der Magie*.« Sie blickt zu mir auf. »Braucht Magie denn Verteidigung?«

»Dieses Buch hat sich wohl kaum von selbst in Brand gesteckt.«

»Der Name des Autors wurde herausgekratzt, bevor man es angezündet hat. Die Titelseite ist verbrannt ...« Sie hebt das Buch unter ihre Nase und riecht daran. »Aber es ist hier gedruckt worden. Das ist der Leim, den die Druckerei der Kathedrale verwendet.« Sie schnüffelt erneut: Toffies stecken ihre Nasen in eine Menge Dinge. »Das hier wurde mit geweihtem Öl in Brand gesteckt – dasselbe Zeug, das sie in Kirchen verwenden ...«

»Und in Termitenbauten.«

»Hä?«

»Ich hab es vor meiner Tür gefunden.« Ich lasse mich rückwärts auf mein Bett fallen, einen Fuß in der Luft, und binde meine Schnürsenkel.

Sie schnüffelt erneut und verzieht das Gesicht. »Hast *du* da draufgepinkelt?«

»Nein, das war der großzügige Spender.«

Sie legt das Buch zurück auf das Kissen und durchquert den Raum, um ihre Hände am Waschbecken in der Ecke zu waschen.

»Wozu hebst du es auf?«

»Als Mahnung, dass ich ebenfalls brennbar bin.« Ich rolle wieder nach vorne auf die Füße. »Also los.«

Aber sie ist wieder zurück am Arbeitstisch und dreht die Lampe hell. Werden wir jemals hier rauskommen? Sie greift nach einem Notizbuch, das ich nicht rechtzeitig verstecken konnte. Ich reiße es ihr aus der Hand und schleudere es in die Ecke. Das ist das Problem mit den Toffies; sie können einfach nichts in Ruhe lassen. Sie greift nach der Plane über der Katze ...

»Zieh eine Karte.« Ich schnappe mir das Tarotblatt und mische. »Irgendeine, such es dir aus.«

Ich fächere die Karten auf. Sie zögert, dann nimmt sie eine.

»Merk sie dir.«

Sie späht hinab auf das Bild. »Was ist es?« Wenn mich meine Fähigkeiten als Falschspieler nicht verlassen haben, dann ist es *La Force* – Kraft oder Standhaftigkeit – eine Frau, die das Maul eines Löwen geöffnet hält.

»Merk dir einfach, wie sie aussieht. Das kannst du doch, oder nicht? Und jetzt steck sie zurück.« Ich schiebe die Karten ineinander, mische sie mit einer dramatischen Geste – und schleudere sie dann ins Feuer. »So, und jetzt lass uns abhauen.« Ich schnappe mir eine Wollmütze von dem Hirschgeweih an der Wand.

»Warum hat er dich Bruder Tobias genannt? Der Mönch ...«

»Die Termiten verwenden meinen Künstlernamen. Du kannst mich Frank nennen.«

»Wie alt bist du, Frank? Fünfzehn?«

»Fast sechzehn. Und du, Magdalena?«

»Sechzehn.« In dem Alter bringen Toffies ihre Höchstleistung. Ihr bleiben vielleicht noch zehn Jahre oder so, bevor sie ausbrennt. »Und wenn du mich noch mal so nennst, bring ich dich um.«

Ich schlüpfe in meine schwarze Lederjacke und schnappe mir meinen Koffer. Die Tür öffnet sich.

»Was ist mit meiner Karte?«, fragt sie und blickt zurück zum Feuer. Ich zucke nur mit den Achseln und winke sie hinaus in den Flur. Keine Spur mehr von der verletzten Termiten; nur das Gaslicht flackert im Windzug.

»Willst du keinen Mantel anziehen?«

Ich übergehe das. Sie murmelt: »Tja, ist ja deine Beerdigung.« Die Tür schließt sich. Marvell verfolgt, wie ich sie von außen verriegle: eine Berührung und ein paar geraunte Worte. Als ich mich abwende, kann sie es nicht lassen, geht ein paar Schritte zurück und stößt dagegen. Ein Teil der Tür verwandelt sich in einen Wolfskopf, der knurrt und nach ihr schnappt. Sie springt zurück und erschauert. Das Holz kehrt in seine ursprüngliche Form zurück.

»Einer der einfachsten Schutzzauber der Welt«, erkläre ich. »Ich kann dir einen für dein Zuhause machen.«

»Aber klar doch, meine Mum wäre sicher begeistert. Nee, mir reicht ein einfacher Schlüssel. Musst du irgendjemandem Bescheid geben, bevor du ausgehst?«



Das fehlt gerade noch! Ich bin schließlich kein Gefangener.

Ich öffne die Außentür und halte auf der obersten Treppe innen. Es ist eiskalt und stockfinster. Der Mond ist vor genau siebenundfünfzig Minuten untergegangen.

Woher ich das weiß? Ich bin Magier, okay? Solchen Kram weiß ich einfach. Jedenfalls ist von der Morgendämmerung noch keine Spur zu sehen. Ich schließe die Augen und atme tief ein. Die Termiten waren gestern Abend noch spät unterwegs und haben im Gemüsegarten Stallmist verstreut. Der Dünger riecht ziemlich reif – aber das ist eine willkommene Abwechslung zu vergammelnder Katze.

Ich schnappe nach Luft, als sich ein spitzer Ellbogen in meine Seite bohrt. Marvell drängt sich an mir vorbei und stürmt dann den Fußweg entlang.

»Also, wohin geht's?«, rufe ich ihr hinterher, während sie in der Dunkelheit verschwindet.

»Nach Osney. Zum Palast des Bischofs.«

»Wer ist tot?« Ich kann sie nicht mehr sehen und folge dem Knirschen ihrer Schritte auf dem Kies. Ihr Mantel streift flüsternd eine Hecke; ein Duft nach Lavendel schwebt in der Luft.

»Wer sagt, dass jemand tot ist?«

»Die schleifen mich doch nicht extra an, wenn es sich um geklaute Fahrräder dreht.«

»Vermutlich weil sie wissen, dass *du* sie geklaut hast.«

Die Silhouette der Klosterkapelle hebt sich gegen den schmutzig-braunen Schimmer des Himmels über Oxford

ab. Marvell ist jetzt nur noch ein dunkler Schatten, der vor mir auf und ab hüpfte. Ich erwarte, dass sie vor uns an der Biegung des Pfads gegen die niedrige Steinmauer knallt. Aber sie nimmt die Kurve, als hätte sie ihr ganzes Leben hier verbracht, und flitzt eine Freitreppe hinauf.

»Die haben mir nur gesagt, dass jemand tot ist«, erklärt sie. »Im Palast des Bischofs. Keine Ahnung, um wen es sich handelt.«

Sie kämpft mit der schweren Tür. Ich stelle mich neben sie, um ihr zu helfen, aber sie schubst mich weg und wirft sich selbst gegen das schwarze Holz. Die Tür fliegt krachend auf, und unsere Schritte hallen auf dem Steinboden eines Korridors wieder, der uns zum quadratischen Innenhof des Klosters führt. Wasser plätschert in einen Springbrunnen.

»Bist du für's Erspähen zuständig?«, frage ich. Das ist die Aufgabe von Toffies: Sie sehen Dinge, die dem Rest der Kriminalpolizei entgehen, weil die entweder zu blind, zu dumm oder zu faul sind. Bis sie dann irgendwann selbst erblinden.

»Was denn sonst?«

»Wer ist der Erwachsene?«

»Caxton.«

»Na großartig!«

Wir sind am Pfortnerhaus angelangt. »Kundschaft!«, rufe ich. Eine Klappe öffnet sich. Ein Junge, ein paar Jahre älter als ich, mit Pferdegebiss und karottenrotem Haar, glotzt misstrauisch heraus.

»Bruder Andrew! Öffnet die Pforte und lasset mich auf die ahnungslose Menschheit los.«

Er ist nicht gerade mit Sinn für Humor gesegnet. »Wo willst du hin?«, jault er.

»Geht dich nichts an.«

»Und wer ist die da?«

»Geht dich auch nichts an«, brummt Marvell. Wider bessere Vernunft laufe ich Gefahr, etwas weniger Abneigung gegen sie zu empfinden, als es eigentlich ratsam ist. »Mach das Tor auf, du aufgeblasener Gnom.«

Andrew kommt herausgeschossen und hantiert mit einem Ring, an dem schwere Eisenschlüssel hängen. Die Schlösser knirschen. Das Tor öffnet sich knarrend. Marvell tritt hinaus in die große weite Welt.

Ich setze einen Fuß über die Schwelle ... und erstarre.

Fast direkt gegenüber steht ein einsamer Lampenmast, und darunter wartet eine Transportkutsche im charakteristischen Blau der City-Polizei. Eins der Pferde bewegt sich in seinem Geschirr, und ich höre eine Reihe leise klat-schender Geräusche. Kurz darauf steigt Dampf von einem Häufchen Pferdemit auf.

Ich blicke prüfend in die Schatten rechts und links der schmalen Straße. Gestern war der Feiertag des heiligen Cyprian von Antiochia. Und da er der Schutzpatron der Magier ist, hatte sich hier draußen eine Schar Protestierender versammelt und gefordert, dass ich rauskommen und mich ihnen stellen sollte.

Ich schenkte ihnen keine weitere Beachtung und kletterte einfach über die hintere Mauer raus und wieder rein. Offenbar haben sie sich inzwischen verzogen, allerdings haben sie auf der gegenüberliegenden Mauer eine gekritzelte Nachricht hinterlassen: »Schmoren sollst du in der Hölle!«

»Kommst du jetzt endlich?«, zischt Marvell mir über die Schulter hinweg zu.

Natürlich komme ich. Schließlich ist es immer nur eine Frage der Zeit, bevor ich genug davon habe, Haustieren Schaden zuzufügen und mich stattdessen lieber selbst in Gefahr bringe.

Ein letzter prüfender Blick die Straße hoch und runter. Alles ruhig. Ich trete hinaus, und sobald die Tür hinter mir zuschlägt, wird mir klar, dass eine Lederweste zwar ein starkes modisches Statement ist, mich aber kein bisschen vor dem arktischen Wind schützt.

»Ich hab's dir doch gesagt!«, krächzt Marvell hämisch, als ich mir die Mütze tief über die Ohren ziehe.

Während wir die Straße überqueren, streckt der Kutscher, der gebückt vorne auf dem Transporter hockt, seine Hand in meine Richtung aus. Den Mittel- und den Ringfinger hat er unter den Daumen geklemmt, Zeigefinger und kleiner Finger weisen auf meine Augen.

Solchen abergläubischen Quatsch zu ignorieren, gehört für mich zur Alltagsroutine. Schließlich ist es ja nicht so, als würden solche Gesten irgendwas bewirken ...

Doch diesmal spielt dem Kutscher der Zufall in die Hände, denn plötzlich donnern hinter mir Hufschläge, und eine Taxi-Droschke biegt kreischend um die Ecke.

Unbegreiflicherweise bleibt Marvell mitten auf der Straße stehen und hebt wie eine Verkehrspolizistin die Hand. Der Taxifahrer reißt an den Zügeln, kann das Pferd aber nicht mehr stoppen. Ich renne los und stoße sie im allerletzten Moment von der Fahrbahn. Wir landen unter dem Pferdegespann der Polizeikutsche, und ihr Ellbogen

schlägt hart aufs Kopfsteinpflaster. Während ich mich auf-  
rappele und Pferdescheiße spucke, fliegt die Tür der  
Droschke auf, und dieser Typ geht auf mich los.

Ich packe meinen Koffer fester und brate ihm damit eins  
über.

Nicht fest genug. Er zieht ein Messer.

Ich frage mich, ob er mir wohl aus Fairnessgründen die  
Zeit gibt, meinen Koffer abzustellen, ihn zu öffnen und  
mein eigenes Messer hervorzukramen.

Ich schätze, eher nicht.

Also stolpere ich rückwärts, wobei ich den Koffer schüt-  
zend vor mich halte. In solchen Situationen nimmt man  
die Welt, die man zu verlassen droht, mit einer Art Tun-  
nelblick wahr. Keine Ahnung, wo Marvell gerade steckt.  
Alles, was ich bemerke, ist ein plötzliches Aufblitzen  
reflektierten Lichts, als die Messerklinge durch die Luft  
zischt ...

Ein lauter Knall ertönt. Der Typ und ich fahren herum.

Marvell hält eine Pistole mit dem Lauf gen Himmel  
gerichtet. Während sie die Waffe drohend auf ihn richtet,  
fällt mir auf, dass mein Angreifer eine Armbinde mit einem  
Emblem darauf trägt: einem brennenden, fünfzackigen  
Stern.

Er springt zurück ins Taxi. Die Peitsche knallt. Die  
kleine Droschke donnert mit immer noch geöffneter,  
schwingender Tür davon.



»Wer zum Teufel war das?«, fragt Marvell.

»Warum hast du ihn nicht erschossen, um es rauszufinden?«

Wir quetschen uns in den Transporter. Marvell lässt sich auf die Sitzbank mir gegenüber fallen und hält ihren linken Ellbogen mit der rechten Hand umklammert.

»Lass mich mal schauen«, biete ich an. Aber sie schubst mich weg und zieht ihren Ellbogen dichter an die Brust.

Ich hasse Polizeitransporter. Diese schmutzige gelbe Innenverkleidung. Die überquellenden Aschenbecher und den abgestandenen Geruch nach Tabakqualm. Der Kutscher hat offenbar für diese Nacht genug Aufregung; er geht kein Risiko mehr ein und nimmt, anstatt durch das *Loch* genannte Viertel in der Mitte der City zu fahren, den langen Weg außen herum durch Iffley und über die Brücken zum Grandpont.

Der Ärmel von Marvells Mantel hat einen klaffenden Riss, und ihr Blut tropft auf den Ledersitz.

»Himmel, ich kann jetzt unmöglich ins Hospital«, ächzt sie. »Caxton bringt mich um!«

»Zur Hölle mit Caxton.« Das ist Marvells Boss. Meiner auch, auf gewisse Weise. »Ich kann das in Ordnung bringen.«

Ich hämmere gegen das Dach und brülle dem Kutscher zu, er soll unter einer der Straßenlampen anhalten. Marvell vertraut mir nicht; sie zieht eine Grimasse und gibt zischende Geräusche von sich, während ich ihr aus dem Mantel und dem Pullover helfe. Ich reiße den Ärmel ihres Hemds bis hoch zur Schulter auf.

Sie hat magere, kleine Arme, als hätte sie nie in ihrem Leben irgendwas Schweres gehoben, und ganz offenkundig schämt sie sich dafür. Am Ellbogen direkt über dem Gelenk hat sie eine tiefe Wunde. Ich kann bis auf den Knochen sehen.

Ich öffne meinen Koffer.

»Blutige Hölle, was ist das denn!«, knurrt sie.

Ihr Erstaunen ist nicht ganz unberechtigt. Einer der Bräuche unserer Zunft sieht vor, dass man nach Erlangen der eigenen Lizenz von seinem Meister feierlich einen Koffer geschenkt bekommt. Mein Meister ist ein hohes Tier in der Sozietät der Magier, außerdem ist er reich wie Krösus.

Übrigens legt die Sozietät großen Wert auf Keuschheit und noch mehr Wert auf Gehorsam, aber Armut ist für sie das Letzte.

Wie auch immer, mein Koffer ist außen mit Krokodilleder überzogen, hat silberne Beschläge und ist innen ganz aus Schlangenhaut und Ebenholz gefertigt. Er ist in einzelne, mit schwarzem Seidenfutter ausgeschlagene Fächer unterteilt für die Instrumente, Kräuter und den anderen

Kram, den ich bei Einsätzen vor Ort benötige. Es gibt sicher gute magische Gründe für diesen ganzen Schnickschnack, aber ehrlich gesagt scheinen den anderen Magiern ihre einfachen Koffer aus Kalbsleder und Messing ebenfalls gute Dienste zu erweisen. Lange Rede kurzer Sinn, mein Koffer ist das totale Angeberteil – und ich liebe ihn.

Ich quetsche ein paar Tropfen Aloe in meine Handfläche – ich habe immer ein paar Blätter dabei, weil ich eine Tendenz habe, Dinge in Brand zu stecken, inklusive meiner eigenen Person. Ich spritze etwas Beinwell darauf, füge ein paar Tropfen exorziertes Wasser hinzu und mische alles mit der Spitze eines kleinen Silbermessers.

»Im Namen Adonais, des Allerhöchsten. Im Namen Jehovas, des Allerheiligsten!«

Marvell reißt entsetzt die Augen auf, als ich ihr den Brei auf die Wunde klatsche. Mit einer Hand halte ich ihren Ellbogen umklammert, damit sie sich nicht loswinden kann. Es ist ein einfacher Zauber, und entweder er wirkt schnell oder überhaupt nicht. Mit Zeige- und Mittelfinger meiner freien Hand male ich ein Symbol in die Luft.

»Im Namen des Herrn, der alle Dinge wieder zusammenfügt. Im Namen des Herrn, der geheiligt ist. Im Namen des Herrn, der die Kranken genesen lässt.« Wie ihr vielleicht schon gemerkt habt, halte ich viel von dem alten Sprichwort: Aller guten Dinge sind drei. Dann löse ich meinen Griff. »Du kannst es jetzt abwischen.«

Sie verdreht ihren Arm und starrt ungläubig auf ihren Ellbogen. »Das ist unfassbar.«

»Reiner Routinejob.«

Sie starrt mich einen Augenblick an, dann brummt sie:



»Wie du meinst.« Sie untersucht ihren Ellbogen an der Stelle, wo die Wunde vollständig verschwunden ist. Sie wird nicht einmal eine Narbe zurückbehalten. »Dieser Wahnsinnige vorhin.« Sie streift ihren Ärmel herunter. »Wer war dieser Kerl?«

»Hast du seine Armbinde nicht gesehen?« Ich deute auf meinen Arm, wo der Mann das Emblem mit dem brennenden Pentagramm trug. Sie schüttelt den Kopf. »Er war von der AMB.«

»Anti-Magier ... Brigade?«

»Bruderschaft.«

Die Demonstranten vor dem Termitenbau sind einfach nur lästig, aber die Typen vom AMB sind echt durchgeknallt. Ich schließe meinen Koffer und klopfe gegen das Dach des Transporters.

»*Braucht Magie eine Verteidigung?* Tja, da hast du die Antwort!«

Wir kommen an Lagerhäusern vorbei und am Schlachthof, wo uns durch die Gatter Rinder mit irren Augen anglotzen. Dann rasseln wir auf der Hauptbrücke über die Isis. Durch die bröckeligen Steinsäulen der Balustrade kann ich am Flussufer die Werften ausmachen. Gaslicht schimmert auf den nackten, muskulösen Oberkörpern von ein paar Kerlen, die sich strecken wie verlorene Seelen in der Hölle, um eine an einem Kran baumelnde Palette zu stabilisieren. Und da ist ein Junge von vielleicht acht oder neun Jahren, der oben auf einer Leiter hockt, eine Ladeliste kontrolliert und einem weiteren Dutzend Kerle etwas zubrüllt, die Waren in ein Boot werfen.

Genieß es, solange du kannst, Kleiner!

Draußen in der dunklen Mitte des Stroms treiben langsam die Lichter einer Kette Müllbarken vorüber. Selbst bei geschlossenem Fenster lässt der atemberaubende Gestank des verrottenden Abfalls die in meinem Gesicht verschmierte Pferdescheiße geradezu nach Rosen duften.

Marvell hat die zerrissenen Überreste ihres Hemdsärmels an der Manschette befestigt. Sie schaut sich nach ihrem Pullover um, merkt, dass ich mir damit die Hände abwische, und reißt ihn mir weg.

»Du siehst auch nicht gerade blendend aus«, sagt sie.

»Mir geht's gut.« Aber das stimmt nicht. Mir ist übel, und ich schwitze – reine Nervosität wegen dem, was mich im Palast erwartet. Trotz der regelmäßigen Übung mit Katzen habe ich mich nie an den Anblick von zerstückelten und im Raum verstreuten Menschen gewöhnt. Mit meinem rechten Zeigefinger male ich schützende Pentagramme auf die beschlagenen Fensterscheiben.

»Wozu soll das gut sein?«, fragt Marvell.

Ich schüttele den Kopf. Ohne die entsprechenden magischen Formeln und weitere Symbole besitzen die Pentagramme keine echte Wirkkraft. Trotzdem fühle ich mich ein bisschen erleichtert.

Marvell beugt sich vor. Ich schubse ihre Hand weg, bevor sie auch etwas auf die beschlagene Scheibe schmieren kann.

»Du weißt nicht, was es ist«, knurre ich. »Also fummle nicht daran herum!«

Sie runzelt die Stirn und schaut sich im Transporter um. Offensichtlich überlegt sie, woran sie als Nächstes rumfummeln kann. Sie greift nach meinem Koffer.

»Lass ihn in Ruhe!«, schnappe ich. »Er könnte dir die Hand abreißen.«

Ein wütender Ausdruck flackert über ihr Gesicht. Sie schlüpft in ihren Pullover und sagt: »Ich hab noch nie wirklich mit einem Magier zusammengearbeitet.«

»Mach dir um mich keine Sorgen. Halt mir einfach nur Caxton vom Hals.«

»Du hast immer noch Pferdescheiße im Gesicht.«

»Vielleicht brauche ich deine Hilfe bei ein paar Dingen.« Ich wische mir mit dem Hemdsärmel übers Gesicht. »Nur so hier und da. Wenn es so weit ist, frage ich dich danach.«

»Wie du meinst.«

»Tu nie mehr als das, was ich verlange. Dieser Kram ist bissig – so wie meine Tür.«

Sie nickt, ist aber offenkundig alles andere als begeistert darüber, dass man ihr Anweisungen erteilt. Zu meiner verletzenden Bemerkung füge ich noch eine Beleidigung hinzu: »Du wirst den richtigen Dreh mit der Zeit schon rausbekommen.« Ich bin gefährlich nah dran, ihr das Knie zu tätscheln.

Erstaunlicherweise erreichen wir unser Ziel, ohne dass sie mich erwürgt.

Von Oxpens aus erkenne ich die Silhouette der Kathedrale, die hinter den Gaswerken emporragt. Die Kirchturmsspitze, die bei den Montgolfieren-Überfällen vor zwanzig Jahren zerstört wurde, ist immer noch mit Gerüsten verkleidet.

Als wir unter der Eisenbahnbrücke durchfahren, rum-

pelt über uns der Frühzug nach London, spuckt Asche aus und hinterlässt eine dichte Qualmwolke. Wir biegen nach links in die Palace Road ein. In dem Obst- und Gemüsegeschäft an der Ecke hält der Ladenbesitzer eine Lampe hoch, damit ein kleiner Bursche die Preisschilder beschriften kann. Der Junge dreht sich um und starrt uns hinterher, worauf ihm der Ladenbesitzer eine schallende Ohrfeige verpasst.

Wir rattern an einer baufällig wirkenden Häuserzeile vorbei auf das Torhaus des Palasts zu, ein schäbiger gotischer Steinhaufen mit einem Loch in der Mitte, durch das Fuhrwerke ein- und ausfahren. Über die Jahrhunderte hinweg haben die unzähligen eisenbeschlagenen Räder tiefe Spurrillen ins Pflaster gegraben. Nirgendwo ist ein Sicherheits-Elementargeist zu sehen, nur ein uniformierter Bulle und ein krummbeiniger alter Knacker – irgendein Torwächter, schätze ich. Sie winken uns ohne Kontrolle durch.

Der Transporter umrundet eine Art Rasenfläche und hält auf dem gepflasterten Platz vor einem roten Ziegelsteingebäude. Es ist viel zu riesig für einen einzelnen Bewohner, wie heilig er auch immer sein mag, und es ist sicher mörderisch schwer zu beheizen. Ein paar brennende Fackeln stecken in Halterungen an der Außenwand.

In der Mitte des Rasens, in einer Art Zierteich, stehen zwei uniformierte Polizisten. Sie haben die Hosen über die Knie hochgekrempt und tasten mit den Händen im Wasser herum. Hinter ihnen bemerke ich einen weiteren Bullen, der eine Lampe hochhält, während ein junger Typ mit weißem Haar in den Büschen herumstochert.

Ich lasse Marvell vor mir aus dem Transporter steigen. Dann beuge ich mich hinüber, um das Pentagramm vom hinteren Fenster zu wischen: Es ist gefährlich, irgendwelche Spuren zu hinterlassen. Ich schnappe mir meinen Koffer, und während ich hinausklattere und dabei mit meinem Ärmel das zweite Pentagramm auslösche, höre ich Marvell brummen: »Zur Hölle! Ich kann diese Dinger nicht ausstehen.«

Ich schaue mich um. Ein Löwe tappt auf uns zu. Seine Mähne fluoresziert im flackernden Fackellicht. Mit glühenden Augen bleibt er ein paar Schritte vor uns stehen. Marvell streckt ihre zitternde Hand aus. Der Löwe kommt näher, senkt den Kopf und stößt ein Grollen aus, als würde tief unter der Erde eine gewaltige Maschinerie in Gang gesetzt.

Aber er ist keine Maschine; er ist ein Elementargeist. Er schnüffelt an dem kleinen Rubin, der in den Ring an ihrem kleinen Finger eingelassen ist, und leckt dann ihren Handrücken. Sie wird fast ohnmächtig vor Erleichterung.

Nun bin ich an der Reihe. Stil zählt. Ich halte ihm meine Hand hin, die Innenfläche nach oben. Der Löwe verfolgt interessiert, wie ich sie zur Faust balle. Abrakadabra! Als ich meine Hand wieder öffne, rennt eine weiße Maus darauf herum. Ich werfe die Maus in die Luft. Der Löwe öffnet das Maul und verschluckt sie in einem Stück.

Nicht sehr nett gegenüber der Maus, aber Marvell ist beeindruckt. Der Löwe auch – er dreht sich um und tappt davon. Die Eingangstür des Palastes schwingt auf.

»Angeber!«, murmelt Marvell, allerdings einen kleinen Augenblick zu spät.

Wir betreten eine Eingangshalle mit einem schwarz-weiß gemusterten, schachbrettartigen Kachelboden. Ein durchdringender Geruch nach Möbelpolitur hängt in der Luft.

Die Halle ist ziemlich düster, aber durch eine offene Tür auf der linken Seite sieht man ein paar Leute um einen Tisch sitzen. Unter ihnen ist ein Junge in meinem Alter und eine Frau mittleren Alters mit rot gefärbten Haaren. Sie schaut zu mir herüber, bekreuzigt sich und fummelt an einigen um ihren Hals hängenden Ketten herum. Sie braucht ein paar Sekunden, um sie vollständig zu entwirren und eine Lesebrille von dem Silberamulett zu lösen, das sie nun an die Lippen hebt.

Vermutlich eine Hausangestellte. Meiner Erfahrung nach, die zugegebenermaßen nicht sehr umfassend ist, machen Bischöfe ihr Bett nicht selbst.

Als ich mich in der Halle umsehe, bemerke ich ein halbes Dutzend Ölporträts, die hoch oben über der Täfelung an den Wänden hängen: tote Bischöfe, die ein waches Auge auf die Besucher haben. Ganz offensichtlich gefällt ihnen mein Anblick nicht; und mir gefällt der ihre auch nicht.

Rechts von mir führt eine breite Treppe nach oben. Sie wird erleuchtet von einem mit Kerzen bestückten Kronleuchter, der hoch oben im Treppenhaus hängt. Und als die Kerzen im Windzug flackern, beugt sich zwei Stockwerke über uns jemand über die Brüstung.

Sie hat blondes, superkurzes Haar. Aus der Entfernung ist es schwer einzuschätzen, und möglicherweise ist es auch reines Wunschdenken, aber ich glaube, sie starrt mich an. Vielleicht soll das eine Art Ermutigung sein. Vielleicht denkt sie aber auch nur: Wer ist denn dieser Trottel?

Tja, ich und Mädchen – kein sehr ergiebiges Thema; ich bin einfach die meiste Zeit zu sehr damit beschäftigt, Haustieren die Haut abzuziehen.

»Da durch«, sagt Marvell und deutet auf eine massive Tür.

Woher sie das weiß? Einfach weil sie eine Toffie ist und manchmal ... okay, es *ist* ziemlich merkwürdig, aber manchmal wissen Toffies einfach Kram, ohne dass man ihnen was davon erzählt hat. Dagegen wirkt der uniformierte Bulle, der an einer Ecke auf einem Sessel hängt, als sei er ganz zufrieden damit, von nichts eine Ahnung zu haben. Er erhebt sich und stößt die Tür auf. Ich drehe mich noch einmal kurz um und spähe ins Treppenhaus hinauf.

»Mach dir keine falschen Hoffnungen«, brummt Marvell.

Das Mädchen ist verschwunden.

Wir stolpern einen langen, dunklen Korridor entlang, an dessen Ende eine einzelne Kerze brennt. Der steinerne Boden ist uneben und schlüpfrig. Wir kommen an den Umrissen von Türen vorbei, an schweren Möbeln und düsteren Gemälden, auf denen wenig zu erkennen ist. Weitere tote Bischöfe, vermute ich. Schätzungsweise handelt es sich bei diesem Fall nicht um Mord, sondern um Selbstmord, ausgelöst durch die depressiv machende Inneneinrichtung.

Auf halbem Weg schreckt Marvell zusammen, als sich aus einem Stuhl eine dunkle Gestalt erhebt. Ich kann sein Gesicht nicht erkennen, trotzdem habe ich mit seinem Auftauchen gerechnet.

»Netter Löwe, Charlie!«

Das Kerzenlicht blitzt auf seinen Zähnen, als er grinst.

Mein alter Kumpel Charlie Burgess hat ziemlich große Beißerchen; aber ansonsten ist er ein zartes, kleines Kerlchen mit lockigem Haar, das wie bei der Kriminalpolizei üblich weiß gefärbt ist.

Er flüstert: »Zeig dich von deiner besten Seite, Frank. Du kriegst es mit Caxton zu tun.«

»Ja, ich weiß. Kann es kaum erwarten.«

Wir erreichen die Kerze am Ende des Korridors, die in einer in den nackten Stein geschraubten Halterung steckt. Links von uns ist eine Tür. Marvell langt bereits nach dem Türgriff...

»Warte!«

Ich leide plötzlich unter einem Anfall von akutem Lampenfieber. Mein Magen schlägt Purzelbäume, und ich zittere wie ein Affe auf einer Drehorgel. Ja, ich bekenne es frei heraus, okay? Ich bin nervös wegen dem, was mich hinter der Tür erwartet. Und nicht nur wegen der Leiche. Beryl Caxton unterscheidet sich in nichts von allen anderen Bullen, denen ich bisher begegnet bin: Sie verhält sich äußerst aggressiv gegenüber Magiern. Und ich scheine dieses besondere Talent zu besitzen, sie zusätzlich auch noch die Wände hochgehen zu lassen.

Tatsache ist, in Gegenwart von Leichen mangelt es mir einfach an guten Manieren. Und wenn ich aufgeregt bin, führe ich mich wie ein kompletter Blödmann auf.

»Mr Memory?«, krächze ich.

»Er ist drinnen bei Caxton.« Charlie sieht auch nicht allzu frisch aus: Es ist zwar nicht weiter kompliziert, Elementargeister heraufzubeschwören, aber es kostet eine Menge Energie. »Bestens vorbereitet und startklar.«



Marvell öffnet die Tür. Als ich an Charlie vorbeigehe, flüstert er: »Entspannen und tief durchatmen.«

Guter Tipp. Caxton ist nämlich eine ziemlich Nervensäge, falls ihr bisher noch kein ausreichendes Bild von ihr haben solltet.

Charlie schließt die Tür hinter uns.





Beim Betreten des Raums fällt mein Blick als Erstes auf den Anlass, weswegen wir alle hier so früh am Morgen versammelt sind. In der Mitte des Raumes steht ein massiver hölzerner Schreibtisch, und in dem Stuhl dahinter sitzt reglos ein mit einem blauen Seidenmorgenmantel bekleideter Mann und hält ein geöffnetes Buch umklammert.

»Wow!«

Hauptkommissarin Beryl Caxton funkelt mich böse an. »Entweder Sie reißen sich zusammen, Sampson, oder Sie können auf der Stelle verschwinden.«

Ich reiße mich ja zusammen. Ich habe es geschafft, mich nicht zu übergeben.

Dieser Typ hat nämlich keinen Kopf mehr.

Kurz sehe ich etwas Silbernes aufblitzen, als Caxton das unvermeidliche Amulett zurück in ihre Manteltasche steckt. Verdammt, ich möchte gerne wissen, wovor sie Angst hat; sie ist doppelt so groß wie ich und hat Hände wie Bratpfannen. Irgendwann habe ich mal einen Blick in ihre Akte geworfen, daher weiß ich, dass sie fünfunddreißig ist, doch ihr beständig schlecht gelaunter Gesichtsaus-

druck lässt sie noch eine Ecke älter wirken. Ebenso wie Charlie hat sie ihr Haar schneeweiß gebleicht. Bei ihr schaut es allerdings kein bisschen cool aus.

Sie nimmt ihre Brille ab und starrt auf Marvells zerrissenen Mantel. »Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Gar nichts, Chef. Mir geht's gut.«

Ja, klar doch. Vielleicht hat Caxton Marvells zitternde Hände nicht bemerkt, bevor sie diese in ihre Taschen gestopft hat, aber mir sind sie nicht entgangen. Jetzt steht Marvell einfach da, mit ausdruckslosem Gesicht, zieht schnuppernd die Luft ein und mustert aufmerksam den übrigen Raum.

Die Show kann beginnen. Ich stelle meinen Koffer auf dem Boden ab und krame in meiner Tasche. Ich ziehe ein paar winzige silberne Pentagramme heraus und sehe mich nach geeigneten Orten dafür um. Wir befinden uns in einer Art Bibliothek. Unmittelbar neben der Tür beginnen Regale, die mit dunklen, ledergebundenen Büchern vollgestopft sind und rundum an beiden Wänden entlang verlaufen. Die ersten Vorboten der Morgendämmerung schimmern durch das offene französische Fenster, das von der hohen bemalten Decke – jede Menge Schäfchenwolken und rosafarbene Putten – bis hinab zum Parkettboden reicht.

»Dort sind sie reingekommen«, erklärt Caxton. Wo die Fensterscheibe eingeschlagen wurde, spiegelt sich das Licht in scharfen Glassplittern.

Marvell bückt sich, um den silbernen Kerzenleuchter zu begutachten, der neben den Scherben auf dem Boden liegt. Er ist reich verziert, etwa dreißig Zentimeter lang und

schwer genug, um beträchtlichen Schaden damit anzurichten.

»Er stammt aus der Kathedrale. Gehört zu einem Paar identischer Leuchter.« Caxton schiebt ihre Brille wieder auf die Nase und blinzelt auf ihr Notizbuch hinab. »Offensichtlich aus der Marienkapelle.«

»Und wer ist der Typ, der den Löffel abgegeben hat?«, frage ich, während ich Pentagramme an beiden Enden des Kaminsimses platziere. Es sind überall schwache magische Schwingungen wahrzunehmen, aber damit ist bei einem so alten Gebäude immer zu rechnen.

»Zeigen Sie gefälligst etwas mehr Respekt, ja?«, knurrt Caxton. »Es ist der Bischof.«

»Sagt wer?«

Auf dem Schreibtisch stehen eine Schreibmaschine und eine elektrische Lampe. Diese hat offenbar die ganze Nacht über gebrannt, denn die Batterie schwächelt bereits, und sie wirft nur noch einen schwachen Schimmer auf die Bücherstapel und Dokumente. Ich hole tief Luft und beuge mich über die Leiche, um sie zu untersuchen. Um wen auch immer es sich handelt, er ist unglaublich tot. Dort wo der Hals durchtrennt wurde, klebt jede Menge geronnenes Blut.

»Saubere Arbeit«, sage ich und versuche meiner Stimme einen ruhigen Klang zu verleihen. »Ein Schlag, vielleicht auch zwei. Eine Axt oder ein Fleischermesser – möglicherweise auch eine Guillotine, wenn der Täter gerade eine zur Hand hatte.«

»Ein Schwert?«, schlägt Marvell vor.

»Wer zur Hölle schleppt heutzutage noch ein Schwert mit sich rum?«

»Sie zum Beispiel, Sampson.« Caxton hat erneut ihre Brille abgenommen und putzt sie wütend. Sie schiebt sie zurück auf die Nase und kneift die Augen zusammen, während sie den Tisch umrundet, um das Buch zu studieren, das die Leiche umklammert hält. »Marvell, was ist das?«

Aber bevor Marvell hinzutreten kann, meldet sich eine Stimme aus dem Sessel neben dem reich ornamentierten Marmorkamin. »*Zur Verteidigung der Magie* von Henry Wallace, Doktor der Medizin und Bischof von Oxford.«

Mr Memory sieht Charlie verblüffend ähnlich. Was nicht wirklich ein Wunder ist: Schließlich hat Charlie ihn ja inkarniert. Er ist bei diesem Fall der für die Datenerhebung zuständige Elementargeist. Er muss alle Fakten abspeichern, um sie später bei Bedarf wieder auszuspuken. Und da Charlie Sinn für Humor hat, trägt Mr Memory einen ausgebeulten, leicht abgewetzten Abendanzug über einem zerknitterten weißen Frackhemd und einer fleckigen schwarzen Krawatte. Er hat die Augen geschlossen. Er wirkt müde. Allerdings sehen Charlies Elementargeister immer irgendwie müde aus.

Marvell dreht sich zu mir um. »Es ist dasselbe Buch, das bei dir im Arbeitszimmer lag ...«

»Gut aufgepasst. Die Termiten lieben es.«

»Termiten?«

Ich deute mit den Händen eine Gebetshaltung und dann eine Frisur mit einer Tonsur an. »Natürlich sind sie blind wie die Maulwürfe« – Caxton funkelt mich wütend an – »deshalb mussten sie jemanden auftreiben, der es ihnen vorliest. Und offenbar hat es ihnen so gut gefallen,

dass sie ein Exemplar davon verbrannt und es, wie bereits erwähnt, vor meiner Werkstatt abgelegt haben.«

»Um was geht es darin?«, will Caxton wissen.

»Im Wesentlichen darum, dass Wallace nicht versteht, was die Kirche gegen Magier hat.«

Caxton zieht eine Grimasse.

»Seiner Ansicht nach sind diese ganzen Bemühungen, uns wegzusperren und zu verbrennen, nur weil wir mit Dämonen spielen, eine Ablenkung von der wahren Mission der Kirche. Insbesondere verteidigt er den von hier stammenden Oswald Devereaux ...«

»Du meinst ... den Heiligen Oswald?«, fragt Marvell.

»Genau den.«

»Meine Mum redet ständig über ihn. Er wurde enthauptet, richtig?«

Mr Memory schaltet sich ein. »Während der großen Hexenjagd von 1493 hat sich der Heilige Oswald geweigert, Oxford zu verlassen. Er wurde vom Altar weggeschleift und vor der Kathedrale enthauptet.«

Marvell deutet auf den kopflosen Körper hinter dem Schreibtisch. »Reiner Zufall?«

Caxton wirft ihr ein paar Seidenhandschuhe zu. »Probieren Sie mal, ob er das Buch loslässt.«

Marvell streift sich die Handschuhe über und nähert sich der Leiche.

Es ist etwas ganz fundamental nicht in Ordnung mit einem kopflosen Körper. Als ich noch Student in St. Cyprian war, sah ich mal einen und dachte damals: *Ich muss nur kurz wegschauen, und wenn ich dann wieder hinsehe, hat das irgendjemand repariert.*

Sorgsam jeden Blick auf den blutigen Stumpf vermeidend nimmt Marvell das Buch in die eine Hand und die toten Finger in die andere und zieht leicht daran. Das Buch bewegt sich ... und der gesamte linke Arm mit ihm. Der Sessel knarrt. Marvell packt den Daumen, der auf dem Buch liegt, und biegt ihn nach oben. Widerwillig löst er sich und gibt das Buch frei. Sie legt die linke Hand der Leiche auf dem Rand des Schreibtischs ab und beugt sich über den Körper, wobei sie möglichst das grausige Schlammassel dicht neben ihrem Gesicht ignoriert.

»Totenstarre?«, frage ich.

»Hat eingesetzt. Willst du mal probieren?«

Erneut zieht sie an dem Buch. Es rutscht leicht aus den Fingern der rechten Hand.

»Da ist ein Daumenabdruck, Chef.« Sie deutet auf einen braunen Fleck auf der Seite.

Caxton nickt gleichgültig, vermutlich um die Tatsache zu verschleiern, dass sie ihn nicht sehen kann.

Der Fachbegriff für ihr Problem ist übrigens Presbyopie, aber weil das ein ziemlicher Zungenbrecher ist, nennt man es gemeinhin einfach nur *die Trübung*. Was dabei geschieht, ist Folgendes: Ab einem Alter von etwa zwanzig Jahren beginnt man, die Sehkraft zu verlieren. Man kann nicht mehr bei schlechtem Licht lesen; man kann zwar noch Dinge in der Entfernung deutlich erkennen, aber die Nahsicht trübt sich, und wenn man etwas länger fixiert, kriegt man fürchterliche Kopfschmerzen. Es gibt nichts, was Heiler dagegen tun können. So um die fünfundzwanzig herum haben die meisten Leute eine stark eingeschränkte Sicht und brauchen dicke Brillen, um Dinge zu erkennen,

die näher als ein paar Meter sind. Und mit dreißig steckt man dann in echten Schwierigkeiten. Wie gesagt, Caxton ist bereits weit über diesen Punkt hinaus, und ohne Marvell, die für sie Dinge in der unmittelbaren Umgebung genau betrachtet, wäre sie hilflos.

»Blut auf der linken Handinnenfläche – er hat dort einen Einstich.«

Marvell hebt ihre Hand auf Brusthöhe und deutet eine Verteidigungshaltung an. »Er kann unmöglich das Buch gehalten haben, während es geschah. Und es würde mich ziemlich wundern, wenn er es danach noch an sich genommen hätte ...«

Ich spähe über ihre Schulter, als sie den Morgenmantel öffnet. Wer auch immer der Tote war, er war sicher kein Adonis. Geplatzte Äderchen. Leberflecke. Schwarze, schon leicht ergraute Körperbehaarung auf einem zusammengesackten Brustkorb ...

Caxton mag halb blind sein – selbst mit Brille –, aber trotzdem: Hätte sie sich nicht von dem fehlenden Kopf auf eine falsche Spur führen lassen und stattdessen die Mühe gemacht, einmal unter dem Morgenmantel nachzusehen, wäre ihr möglicherweise noch etwas anderes aufgefallen.

»Er wurde nicht hier getötet«, sagt Marvell. »Es ist nirgendwo im Raum Blut zu finden.«

Caxton nickt. »Er wurde woanders ermordet, hierher gebracht, an seinen Schreibtisch gesetzt, das Buch wurde in seine Hände geschoben ...«

»Todesursache?«, frage ich.

»Soll das ein Witz sein?«

»Er wurde zuerst erstochen.« Ich deute auf eine schwarze



Blutkruste direkt über dem Herz. Caxton schlägt meine Hand beiseite und beugt sich mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund zu der Stelle herab.

Vermutlich hätte ich Mitleid mit ihr, wenn sie nicht so eine totale Nervensäge wäre und wenn der scharfe Rand ihres Sicherheitsrings nicht gerade meinen Handrücken zerkratzt hätte. Wie gesagt, sie scheint es auf mich abgesehen zu haben.

»Wie alt war der Bischof?«, fragt Marvell.

»Henry Alfred Wallace«, erklärt Mr Memory. »Geboren am 13. August 1960 ...«

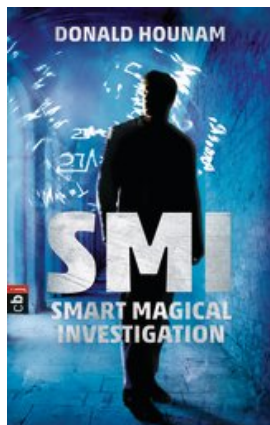
»Also fünfundfünfzig«, unterbricht Caxton den Elementargeist, während sie den Morgenmantel wieder schließt.

»Wie auch immer. Aber sollten wir nicht zuerst mal feststellen, ob es überhaupt Wallace ist?«, schlage ich vor. Ich habe einen kleinen Tisch von der Wand herbeigerückt, meinen Koffer daraufgestellt und geöffnet. Mir ist nicht mehr übel und die ganze Geschichte fängt langsam an, mein Interesse zu wecken. Ich wickle gerade ein kleines Messing-Feuerbecken aus, da geht hinter mir die Tür auf und eine vertraute Stimme jault:

»Was macht *der* denn hier?«

*Ein ganz großer Willkommens-Applaus für Ferdia McKit-trick!* Er ist groß. Er ist attraktiv – zumindest starrt Marvell ihn mit diesem merkwürdig glasigen Blick an. Und die Makellosigkeit seiner Tonsur ist eigentlich nur damit zu erklären, dass täglich ein persönlicher Dämon einfliegt, um ihr den letzten Schliff zu verpassen.

Es gibt eine Menge Geld in Oxford und folglich auch eine Menge Magier – vielleicht ein Dutzend oder so. Ich



Donald Hounam

## **SMI - Smart Magical Investigation**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-17206-3

cbj

Erscheinungstermin: Februar 2016

Der Bischof von Oxford ist ermordet worden. Zumindest denkt die Polizei, er sei es – aber sicher kann man nicht sein, denn sein Kopf ist spurlos verschwunden. Der 15-jährige forensische Magier Frank Sampson wird wie so häufig wegen seiner herausragenden Begabung von der Polizei für ihre Ermittlungen angefordert. Aber das ist keine leichte Aufgabe, denn er muss sich etlichem stellen: Kazia, der mutmaßlichen Tochter des Opfers, die genauso schön wie gefährlich ist. Marvo, seiner polizeilichen Partnerin, die alles tut, ihm das Leben schwer zu machen. Und dann natürlich noch all diesen blöden Regeln, die verhindern, dass alle erkennen, wie falsch sie liegen ... alle, außer Frank.

 [Der Titel im Katalog](#)